

Fünf Jahre lang tobte im Norden Malis ein ethnischer Konflikt. 130 000 Tuareg mußten in die Nachbarländer fliehen. Nach Kriegsende kehren die Menschen zurück. Um den Frieden zu sichern, unterstützt sie die deutsche Bundesregierung.

Die Heimkehr in das Land der Väter

Ohne die Deutschen gäbe es hier keinen Frieden". Nock Ag Attia wälzt seinen massigen Körper in die Schräglage, nippt an seinem Tee und blickt hinunter zum Niger. Am Flußrand äsen Kühe. Der Frieden wird nur vom Lärm der Motorpumpe gestört, die Wasser in die neu angelegten Reisfelder pumpt. Vor zwei Jahren noch herrschte in Tienkour gespenstische Ruhe. Nock Ag Attia, der einflußreiche Tuaregfürer, konnte damals seine Heimatstadt nicht betreten. Seine Gegner hätten ihn ermordet.

VON MICHAEL NETZHAMMER

Fünf Jahre tobte ein blutiger Krieg im Norden Malis. Was 1990 als Unabhängigkeitskampf einiger Tuaregrebellen im Nordosten begann, wuchs sich zu einem ethnischen Konflikt zwischen „weißen“ Berberstämmen und „schwarzen“ Bevölkerungsgruppen im Norden aus.

Vor den Kämpfen flüchteten die schwarzen Bellah- und Songoi-Gruppen in den von der Armee kontrollierten Süden, die „weißen“ Tuareg und Mauren ins benachbarte Ausland. Über 150 000 Menschen siedelten sich in großen Lagern entlang der Grenze an, wo sie nur teilweise vom Flüchtlingswerk der Vereinten Nationen (UNHCR) betreut wurden. Zurück blieb ein menschenleerer, zerstörter Landstrich. Nachdem sich die Gruppen versöhnt haben, kehren die Menschen zurück ins Land ihrer Väter.

Nock Ag Attia hat viele Freunde verloren. Umgebracht oder verraten von Menschen, von denen er einige kennt und mit denen er heute wieder an einem Tisch sitzt. Darüber aber spricht der 62jährige ungerne. Zu tief sitzt der Schmerz, zu frisch ist die Erinnerung. „Gestern war Krieg, heute haben wir Frieden. Inshallah“, sagt er unwirsch. „Wir sind dazu verdammt, zusammenzuleben.“

Es war diese Einsicht in die Notwendigkeit, die den Weg für eine Lösung bereitete. An Militär und Rebellen vorbei sondierten Emissäre wie Nock Ag Attia zwischen den ethnischen Gruppen und luden die Führer an einen Tisch ein.

„Wir hatten uns soviel vorzuwerfen, daß wir dachten, wir

kommen niemals zu einem Ende“, erklärt Nock Ag Attia. Treffen konnten sie sich freilich nur, weil Anreise, Unterkunft und Verpflegung von der Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit übernommen wurden, die das Programm der deutschen Bundesregierung umsetzt. Das hat den Deutschen viele Sympathien eingebracht.

In den Gesprächen wurden die Bedingungen für den Frieden diskutiert, der in Timbuktu sein weithin sichtbares Zeichen fand, als die Rebellen feierlich ihre Waffen verbrannten und die „Flammen des Friedens“ im März 1996 das Ende des Konfliktes markierten. Damit waren die letzten Hindernisse weggeräumt, die Flüchtlinge konnten zurückkehren.

Sechs Lastwagen bahnen sich ihren Weg von Burkina Faso nach Boni in Nordmali. Über 55 Grad herrschen unter der weißen Lastwagenplane. Der Wind bläst trockenheiße Luft über die mit wenigen Büschen und dünnen Bäumen bewachsene Ebene. 38 Menschen teilen sich die Lkw-Pritsche. Dort sitzen sie auf Koffern und Matten, auf Säcken mit Reis und Gries. Von oben beobachten die Tuareg, wie die Fahrer die Reifen freischaufeln und Äste unterlegen. Dürre und Krieg haben ihnen fast alles genommen, nicht jedoch ihr Ständebewußtsein. Die „Herren der Wüste“ graben keine Lastwagen aus.

Dämme entstanden mit Muskelkraft

Der Konvoi bringt 256 Tuareg nach Mali zurück. Weitere 57 000 Flüchtlinge leben in Algerien, Burkina Faso und dem Niger. Nach der Regenzeit sollen sie heimkehren. Freiwillig und unter der Obhut des Flüchtlingswerks der Vereinten Nationen (UNHCR). Seit 1995 transportieren sie malische Flüchtlinge aus den mauretanischen Lagern nach Mali zurück. Dort startete im Juni 1997 der letzte Konvoi. Inzwischen sind die Camps geschlossen. „Die Rückführung war ein voller Erfolg“, erklärt Ar-nould Akodjenou, der Leiter der UNHCR-Mission in Mali. Den Erfolg will man jetzt im Niger und Burkina Faso wiederholen. Mit der Repatriierung freilich ist es



Karte: Annett Knöfel

nicht getan. Brunnen, Schulen, öffentliche Gebäude sind weitgehend zerstört. Farmer und Viehzüchter leiden unter der anhaltenden Dürre. Und wovon die rückkehrenden Menschen leben sollen, ist unklar. Ohne wirtschaftliche Perspektive jedoch ist zweifelhaft, ob der Frieden von Dauer sein kann.

Deshalb engagiert sich die deutsche Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (GTZ) im Südwesten von Timbuktu, der einst sagenumwobenen Wüstenstadt. Vom südlich gelegenen Niger bis hoch zum Lac Faguibine soll das „Programm Mali Nord“ die „soziale und ökonomische Lage stabilisieren“.

Markttag in Léré – im Westen des Programmgebietes. Eselkarren versperren die Zufahrt, Träger schleppen Reissäcke von Lkw-Pritschen in Lagerhäuser, und kleine Jungen treiben Ziegenherden mitten durch die Menschenmenge. Fliegen umschwirren die Fleisch- und Fischstände, auf Holzfeuern köchelt Couscous in großen Töpfen. Die Straße ist erfüllt vom Lärm der Schmiede, die am Boden sitzen und Blechteile geradeklopfen. Die Stadt boomt. Zwei Jahre zuvor glich Léré noch einer Geisterstadt. Für Investitionen fehlte das Kapital, die Menschen waren untereinander verschuldet – nichts ging. „Wir mußten die Wirtschaft erst wieder anschieben“, sagt Henner Papendieck. In Léré ist das gelungen. Entscheidend für den Erfolg war, daß jede Mark auf dem lokalem Markt investiert wurde.

Die Hacken für die Feldarbeit wurden nicht aus der Hauptstadt geordert, sondern von Schmiedern in Léré angefertigt, Eselgespanne lokaler Unternehmer und

nicht etwa importierte Lastwagen transportieren die Lasten, und Brunnen wie Dämme entstanden mit Muskelkraft. Gefördert wird alles, was Aussicht auf Erfolg hat: Reparaturkooperation, Ziegelbrennereien, Nähereien, Transportunternehmen. Schulen und Gesundheitszentren werden errichtet, Brunnen gebohrt, Viehherden geimpft und Felder angelegt. Anders als viele normale Entwicklungsprojekte klammert das Programm keinen sozialen oder wirtschaftlichen Aspekt aus. Inzwischen wurden rund 1000 Einzelprojekte auf den Weg gebracht.

Deutsches Geld – einheimische Ideen

Es fehlt den Menschen nicht an Ideen und – mit den deutschen Entwicklungsgeldern – auch nicht an Kapital. So haben sich die Frauen von Gargando, einem auf Sanddünen errichteten Wüstenort ohne Bäume, ohne Schatten, zu einer Frauenkooperative zusammengeschlossen. In einer eigens errichteten Hütte nähen und färben sie, wie sie es in den mauretanischen Lagern von Ausbildern der Hilfsorganisation World Vision gelernt haben. Die bunten Kleider made in Gargando finden sich inzwischen auf vielen Märkten und werden den Verkäuferinnen aus den Händen gerissen. Lediglich 500 Mark betrug das deutsche Startkapital. Inzwischen leben rund 30 Frauen von den Gewinnen der Kooperative.

Allerdings schaffen derartige Kleinprojekte nicht die benötigte Zahl von Arbeitsplätzen. Schließlich leben in der Region allein 160 000 Menschen. „Um eine entsprechende Hebelwirkung auf die Wirtschaft zu erzielen, brauchen wir einen Knüppel und keinen Strohalm“, erklärt Henner Papendieck. Er will vor allem in der Landwirtschaft den Hebel ansetzen, denn der Boden am Niger und im Gebiet des ehemaligen Lac Faguibine ist fruchtbar. Kurzerhand wurden 15 000 Hacken bestellt, Mulis für den Transport und Saatgut gekauft. Davon profitieren Handwerker und Händler, vor allem die Rückkehrer. Bei entsprechendem Regen erwirtschaftet ein Bauer auf einem Viertel Hektar zwei Ernten, die eine achtköpfige Familie

ernähren können. Das allerdings kostet „richtiges Geld“. Rund 2000 Mark pro Hektar müssen investiert werden. Die Fläche ist vorhanden. Allein am Lac Faguibine liegen einige tausend Hektar brach, und auch am Niger eignen sich viele Flächen für den Bewässerungsfeldbau.

Wo die Felder angelegt werden sollen, ist zwischen Nomaden und Bauern, zwischen weißen Tuareg und schwarzen Songoi- oder Bellah-Gruppen jedoch umstritten. Besonders jene Flächen, die hohe Erträge versprechen und wenig Investitionen erfordern, wecken Begehrlichkeiten auf beiden Seiten.

Beiräte sollen neue Konflikte verhindern

Seitdem die große Dürre von 1973 die Lebensgrundlage vieler Tuareg zerstörte und sie in den Süden zwang, ist das fragile Gleichgewicht zwischen den „weißen“ Nomaden und den schwarzen Bauern in Sachen Landnutzung aus den Fugen geraten. Unstrittig ist, wem das Land gehört, nicht jedoch die

Frage, ob ehemalige Nomaden wie der Tuareg Nock Ag Attia ihren Boden auch als Farmland nutzen dürfen – dafür machen schwarze Bewohner ihre Nutzungsrechte geltend.

So werden aus wirtschaftlichen Entscheidungen schnell grundsätzliche. Die müssen vorher vorsichtig austariert werden, um den Konflikt nicht wieder anzuheizen. „Wir verlassen uns auf das Wissen der Dorfnotablen“, sagt Henner Papendieck, „denn die kennen die Probleme besser als wir.“ In einem Gesamtbeirat und lokalen Beiräten sind alle wichtigen Persönlichkeiten des Distriks und alle ethnischen Gruppierungen vertreten, während die von der Hauptstadt eingesetzte Administration außen vor bleibt – auch das ist eher unüblich im bundesdeutschen Entwicklungsgeschäft.

Im Beirat werden dann die heiklen Fragen diskutiert und nach einer Lösung gesucht. Ohne Hilfe von außen, denn Richter und beauftragte Parlamentarier haben früher an den Konflikten verdient. Auch das soll anders werden, wenn die Heimkehr in das Land der Väter gelingt.